

Karl Eibl

»Wer hat das gesagt?«

Zur Anthropologie der Autorposition

Abstract: Previous discussions of the author have almost fully disregarded the fact that language, and, consequently, the role of »sender«, and thus also the narrator of a literary work, are anchored in the functional contexts of evolution. The sender is not only a byproduct of language, but an essential part of information. In the first part of the article, four innate tools are examined which can count as prerequisites of existing narrative works: a sender detector, which prompts us to look out for the sender of all kinds of verbal or otherwise speech-like communication; the ability to provide linguistic information with meta-level source-tag indicating scope and reliability; the capability of relating others' action to their mental states (»theory of mind«); and the transmission of social knowledge (»gossip«). The last two paragraphs describe the role these dispositions play in the game of literature. The study is located in the overlapping area of bio-poetics, pragma-linguistics, and cognitive poetics.

»Wen kümmert's, wer spricht?« Mit diesem Beckett-Zitat beginnt und beendet Michel Foucault die Kern-Argumentation seines berühmten Vortrags: »Was ist ein Autor?«¹ Die Formulierung ist zu einer Art Mantra aller Proklamationen vom Tod oder wenigstens vom Verschwinden des Autors geworden. Wenn man sie aber nicht nur als rhetorische Schlusspointe ansieht, sondern als Frage ernst nimmt, wird man antworten müssen: Die Leser, die Hörer kümmert's. – Davon, weshalb das so ist, werden die folgenden Überlegungen handeln.

Es gibt durchaus unterschiedliche Gründe und Motive, die Bedeutung des Autors in der Literaturgeschichte zu relativieren. In den Zeiten des New Criticism und der Werkimmanenten Interpretation wollte man das Werk in seiner Besonderheit vor der Herleitung aus der allemal trivialen Biographie des Autors schützen. Der unglücklich verliebte Wetzlarer Rechtsreferendar Goethe unterschied sich nur in einem relevanten Punkt von allen unglücklich verliebten Rechtsreferendaren vor ihm und nach

¹ Michel Foucault: »Was ist ein Autor?«, in: *Texte zur Theorie der Autorschaft*, hg. u. kommentiert v. Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martínez u. Simone Winko. Stuttgart, S. 198–232, hier S. 227. Im selben Band auch Roland Barthes: »Der Tod des Autors«, S. 183–197.

ihm, nämlich darin, dass er den *Werther* schrieb. Später dann, als der Poststrukturalismus auf die Tagesordnung kam, kehrte sich die Argumentation sozusagen halb um. Autor und Werk waren von gleichermaßen minderer Bedeutung, verglichen mit den anonymen Diskursen, derer sich die Autoren bedienten (oder umgekehrt). Da war der *Werther* dann als Zeugnis des Onanie- oder des Melancholie- oder des Suiziddiskurses relevant. Auch aus szientistischer Perspektive, auf Seiten der sog. Empirischen Literaturwissenschaft, wurde der Autor als Inhaltsverantwortlicher möglichst ausgeschaltet. Hier wirkte wohl die psychologische Doktrin des Behaviorismus nach, die die Befassung mit Fremdpsychischem generell als unwissenschaftlich von sich wies.²

Jede dieser Positionen hat ein Stück Plausibilität für sich. Ihre Verallgemeinerung zum Dogma aber scheitert schlicht daran, dass das Interesse der Hörer/Leser am Autor anscheinend unaustilgbar ist. Und wenn der Autor unbekannt ist, dann erfindet das Publikum ihn eben und nennt ihn z.B. ›Homer‹ oder ›Hermes Trismegistos‹. Auch Foucault kann zwar den Autor als Autorität liquidieren, muss aber die Existenz eines ›Funktionsprinzips‹ Autor zugestehen³ und lässt quasi heimlich sogar das Originalgenie als ›Diskursivitätsbegründer‹ wieder auf die Hinterbühne. Sein fast komisch anmutender Versuch, die gescheiterte These von der Überflüssigkeit des Autors durch Nachweis von dessen Unentbehrlichkeit zu retten, zeigt letztlich: Es gibt ein genuines Interesse des Publikums am Autor, und man wird gut daran tun, diese Realität anzuerkennen.

I. Der Sprecher-Detektor

Wie bei allen – guten und schlechten – Denkgewohnheiten, die sich hartnäckig auch gegen kluge oder laute theoretische Einwände durchsetzen,⁴

² *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*, hg. v. Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez u. Simone Winko. Tübingen 1999, dort ein Überblick der Herausgeber über die ›autorfeindlichen‹ Positionen S. 1–36. Mit stärkerem Gewicht auf historischen Fallbeispielen *Autorschaft. Positionen und Revisionen*, hg. v. Heinrich Detering. Stuttgart 2002.

³ Weiter ausgeweitet von Fotis Jannidis: »Der nützliche Autor. Möglichkeiten eines Begriffs zwischen Text und historischem Kontext«, in: *Rückkehr des Autors* (wie Anm. 2), S. 353–389.

⁴ Ein anderes Beispiel einer literarisch relevanten Disposition, nämlich die Idee der Gerechtigkeit in ihrer Gestalt als poetische Gerechtigkeit, die sich bei der Rezeption literarischer Werke auch gegen den Augenschein durchsetzen kann, habe ich behandelt in: »Poetische Gerechtigkeit als Sinngenerator«, in: *Poetische Gerechtigkeit*, hg.

stellt sich auch hier die Frage, ob nicht stammesgeschichtlich verwurzelte Dispositionen am Werk sind.⁵ In diesem Fall ein angeborener Sprecher-Detektor, der uns bei allen sprachlichen Äußerungen nach deren verantwortlichem Urheber suchen lässt.⁶ Doch nicht von Literatur wird zunächst zu sprechen sein, sondern von der Leistung der Sprecher-Stelle in nichtliterarischen, pragmatischen Diskursen. Denn es sind vor allem diese eng auf Handlung und damit auf Erfolg oder Misserfolg bezogenen Diskurse,

v. Sebastian Donath, Roger Lüdeke, Stephan Packard u. Virginia Richter. Düsseldorf 2012, S. 215–240. Zur evolutionär produktiven Erwartung, dass »alles wieder gut wird, vgl. Karl Eibl: »Epische Triaden. Über eine stammesgeschichtlich verwurzelte Gestalt des Erzählens«, in: *Journal of Literary Theory* 2.2 (2008). S. 197–208. Zur Erwartung, dass alles so sein wird, wie es immer war, vgl. Karl Eibl: »The Induction Instinct: The Evolution and Poetic Application of a Cognitive Tool«, in: *Studies in the Literary Imagination* 42.2 (2009), S. 43–60. Zur Erwartung, dass alle Ereignisse irgendwie monokausal verrechnet werden können, vgl. Katja Mellmann: »Was man wissen kann. Oder: Gedanken zur Erkenntnisfähigkeit der Literaturwissenschaft am Beispiel der Rede von den Werther-Selbstmorden«, in: *KulturPoetik* 13.1 (2013), S. 94–04.

⁵ In vorläufiger Weise habe ich das Thema bereits behandelt in: »Der ›Autor‹ als biologische Disposition«, in: *Rückkehr des Autors* (wie Anm. 2), S. 47–60. – Das auffälligste Indiz für das Vorliegen kognitiver ›Vorurteile‹ ist (1.) die breite Streuung des Vorkommens. Aber das ist nur ein erster Anlass für Aufmerksamkeit, der für sich genommen wenig Beweiskraft besitzt. Ein weiteres Indiz ist die (2.) Inanspruchnahme für Ellipsen. Was als kognitives Schema stammesgeschichtlich verankert ist, braucht nicht ausdrücklich erwähnt zu werden. In einer Inhaltsangabe von Goethes *Werther* können wir sagen: Nachdem Lotte sich ihm verweigert hat, erschießt sich Werther. Die kausale Verknüpfung mit ›weil‹ wird vom Hörer automatisch eingesetzt, weil wir bei jedem ›post hoc‹ versuchsweise ein ›propter hoc‹ einsetzen. Mindestens ebenso wichtig ist aber, dass die betreffende Eigenschaft als (3.) Lösung eines relevanten Problems aufgefasst werden kann, und Voraussetzung für evolutionäre Relevanz wiederum ist, (4.) dass das Problem über lange Zeit hin immer wieder gelöst werden musste und dass die Lösung einen Reproduktionsvorteil darstellte. Im Falle der Kausalität wäre das die regelmäßige Verknüpfung von mindestens zwei Sachverhalten, durch die wir die Welt übersichtlich und beherrschbar machen. Ich werde mich gleich dem Punkt der evolutionären Relevanz zuwenden: Welchen (Reproduktions-)vorteil bringt es, wenn man Gesprochenes im Hinblick auf den Sprecher wahrnimmt?

⁶ Versuchsweise als Analogie zum Cheater-Detector formuliert, einem evolvierten psychischen Modul, das auf die Entdeckung von Betrügern spezialisiert ist, vgl. Leda Cosmides u. John Tooby: »Neurocognitive Adaptations Designed for Social Exchange«, in: *The Handbook of Evolutionary Psychology*, hg. v. David M. Buss. Hoboken 2005, S. 584–627.

deren Leistung über Überlebens- und Fortpflanzungsfitness und damit letztlich über die Ausstattung unseres Genoms entscheidet.

Die evolvierten Eigenschaften des Menschen verdanken sich in der Regel dem Selektionsdruck einer Umwelt, die sich von der heutigen Welt deutlich unterscheidet. Im konkreten Fall ist es die für uns selbstverständliche Schriftlichkeit, in der gepflegte Texte erscheinen, die aber in der Zeit der Entstehung der Sprachfähigkeit des Menschen noch in weiter Ferne lag. Hier liegt die Quelle für einen ›writteness bias‹.⁷ Dass wir überhaupt von Literatur sprechen und dabei, mit obligatorischen Entschuldigungen, in der Regel auch nicht-schriftliche poetische Texte meinen, mag ein Hinweis auf eine Irrtumsquelle sein, welche die Schriftlichkeit als Norm, die Mündlichkeit als Abweichung setzt. Auch der Begriff ›Text‹ wird oft ganz selbstverständlich als ›Text in Schriftform‹ verwendet. In der Tat begegnen uns heute die meisten Texte von allgemeinerer Gültigkeit, nicht nur literarische, sondern auch religiöse Offenbarungen, Gesetze, Verkehrsregelungen, Gebrauchsanweisungen usw. in exosomatisch fixierter Form. Ein Textbegriff, der ausschließlich an ihnen orientiert ist, erleichtert zwar die wissenschaftliche Attitude, weil er aus unveränderlichen Elementen zusammengesetzt werden kann. Texte können dann beschrieben werden wie Steine oder allenfalls Bäume. Spätestens wenn jedoch der Menschenbezug von Texten generell ›Anthropomorphismus‹ gescholten wird, stellt sich die Frage, ob da nicht ein Irrweg beschritten wurde.⁸

⁷ Es hat sich weithin die Auffassung verbreitet, dass wir der Schrift das Ich, die Kausalität, abstrakte Kategorien, Definitionen und eine Reihe weiterer kognitiver Kostbarkeiten verdanken. Mir scheint, dass mit dieser Auffassung Tendenzen der Ethnologie des 19. Jahrhunderts fortgeführt werden, die unseren Abstand zu den ›primitiven‹ Kulturen übertreiben. Standardliteratur: Eric A. Havelock: *Schriftlichkeit – Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*. Weinheim 1990, sowie: *Als die Muse schreiben lernte. Eine Medientheorie*. Berlin 2007. Walter J. Ong: *Orality & Literacy. The Technologizing of the Word*. London–New York 1991. Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis, Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München ³2000. Es ist hier nicht die Stelle, solche Vorstellungen mit der nötigen Gründlichkeit zu behandeln.

⁸ Gegen den Anthropomorphismus-Einwand: »The simple fact, that these narratives are all written by human beings in human languages for human consumption and analysis suffices (for me [and for me]) to render such concerns absurd – what possible interpretative payoff could there be to reading these productions as though they may have been written by aliens or trees rather than by humans?« William Nelles: »A Hypothetical Implied Author«, in: *Style* 45 (2011), S. 109–119, hier S. 111. Al-

Unter evolutionärem Gesichtspunkt wird man jedenfalls die Mündlichkeit zu jenen Bedingungen zählen, unter denen alle sprachbezogenen Adaptationen entstanden sind, u.a. die Erwartung eines präsenten Sprechers. Es gab zwar auch in vorschriftlichen Kulturen Techniken der ›Verschnürung‹, mit denen Epen, Zaubersprüche, mythische Überlieferungen usw. in Gedächtnis eingegraben wurden.⁹ Aber auch sie kamen jedenfalls nicht ohne die sinnliche Anwesenheit dessen aus, der sie sprach oder sang. Verschriftlichte Texte hingegen sind scheinbar auch ›da‹, wenn niemand sich mit ihnen beschäftigt, sie können verpackt und verschickt, verbrannt und versteckt werden. Man muss jedoch bezweifeln, dass mit der Verschriftlichung der Sprecher oder die Stimme wirklich verschwindet. Leseforscher meinen: »Im Gegensatz zu seinen Komponenten, wie Sehen und Sprechen, die genetisch organisiert sind, existiert für das Lesen kein unmittelbares genetisches Programm, das es an die zukünftigen Generationen weitergibt«,¹⁰ und daraus wiederum könnte man schließen,

lenfalls von einem poststrukturalistischen Standpunkt aus könnte man annehmen, dass die Texte sich selbst geschrieben haben.

⁹ Klassisch: *The Making of Homeric Verse: The Collected Papers of Milman Parry*, ed. by Adam Parry. Oxford 1987.

¹⁰ Marianne Wolf: *Das lesende Gehirn. Wie der Mensch zum Lesen kam – und was es in unseren Köpfen bewirkt*. Heidelberg 2009, S. 13. Es gibt durchaus Überlegungen, dass gleichursprünglich mit der Lautsprache oder gar noch früher nicht nur gesten-sprachliche, sondern auch visuelle Zeichenverwendung existierte. Die philosophische Hauptadresse für derartige Überlegungen ist Jacques Derrida: *Grammatologie*. Frankfurt a. M. 1983 u.ö. Doch auch unter Fachleuten wird erwogen, dass der optische Kanal vor dem akustischen etwas Sprachartiges, wenn auch keine Schrift im heutigen Sinn, hervorbrachte. Vgl. etwa Carsten Niemitz: »Die Stammesgeschichte des menschlichen Gehirns und der menschlichen Sprache«, in: *Erbe und Umwelt. Zur Natur von Anlage und Selbstbestimmung des Menschen*, hg. v. Carsten Niemitz Frankfurt a. M. 1987, S. 95–118. »Unsere Sprache ist phylogenetisch ableitbar von mimisch-gestischer Kommunikation, die allmählich einer Schrift gedanklich oder auch zerebral immer ähnlicher wurde; sie ist primär optisch« (S. 105), sowie M. C. Corballis: *From Hand to Mouth. The Origins of Language*. Princeton 2002. Nun auch Michael Tomasello: *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Frankfurt a. M. 2009. Einen Überblick zum Thema gibt Ludwig Jäger: »Der Schriftmythos. Zu den Grenzen der Literalitätshypothese. I., in: *Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition*, hg. v. Ludwig Jäger u. Erika Linz. München 2004. Ferner: »Sprachevolution. Neuere Befunde zur Audiovisualität des menschlichen Sprachvermögens«, in: *literaturkritik.de*, Nr. 2 (Februar 2009). Schwerpunkt: 200. Geburtstag von Charles Darwin [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=12740]. Aber auch die mimisch-gestische Kommunikation setzte in der Regel Anwesenheit eines

dass wir beim Lesen die wahrgenommenen Texte in einen vorschriftlichen Zustand zurückübersetzen, um das genetische Programm für Sprache voll einsetzen zu können. Vielleicht ist das so.¹¹

Jedenfalls aber gibt es Grund zur Vermutung, dass wir bei der Lektüre ständig auf der Suche nach der Instanz des Sprechers sind. Von Machiavelli wird erzählt, er habe sich zur Vorbereitung auf eine Lektüre im Stil der Epoche des Autors gekleidet und sich gemeinsam mit ihm den Tisch decken lassen.¹² Der Autor/Sprecher ist unerlässlich, wenn man den Text als Sinngebilde wahrnehmen will. Text ist eben kein Ding, sondern ein Vorgang oder Ereignis. Selbst Texte, die in Stein gemeißelt wurden wie der Codex Hammurapi oder die Gebote Mosis, brauchen eine Ursprungsbeglaubigung, die sie für authentisch erklärt, und eine Auslegung, die sie ins Leben einführt. Die statische Materialität des Textes ist als bloßes *Sinnpotential* ein defizienter Zustand. Vollständige Texte entstehen zum wesentlichen Teil erst im Akt der Bedeutungszuweisung. Erst durch ihn wird das Potential aktualisiert und konkretisiert.¹³ An ihm ist das materielle Substrat beteiligt, vor allem aber auch die Aktivität der Rezipienten, die auf dieser Basis und auf der Basis elementarer Kenntnisse (oder auch nur Imaginationen) der Sprecher-Position Bedeutungen generieren.

II. Zuverlässigkeit der Quelle

Zu einer genaueren Kenntnis der Bedeutung, die der Sprecher im normal-sprachlichen Diskurs besitzt, kann die Pragmalinguistik führen, speziell die Gesprächsanalyse, wie sie von Paul H. Grice angeregt wurde.¹⁴ Zu

›Senders‹ voraus. – Ausführlicher Karl Eibl: »Sprache macht Kultur«, in: *Der Mensch – Evolution, Natur und Kultur*, hg. v. Jochen Oehler. Heidelberg 2010, S. 109–126.

¹¹ Die ›Subvokalisierung‹ genannte Gewohnheit, Texte beim Lesen innerlich mitzusprechen, mag als entsprechender Hinweis gelten. Vgl. Katja Mellmann: »Das innere Ohr. Kognitionspsychologische Voraussetzungen der Rezeption von Leselyrik«, in: *Dichtung für die Ohren*, hg. v. Britta Herrmann. Berlin (in Vorbereitung).

¹² Wolf: *Das lesende Gehirn* (wie Anm. 10), S. 8

¹³ Das nur zur Erinnerung, denn es ist nicht neu, wird aber immer wieder vergessen. Zu den ›simple heuristics‹, mit denen uns die Evolution ausgerüstet hat (vgl. Anm. 27), gehört wohl auch die Neigung, Prozesse zu modularisieren. In aller Regel ist das recht nützlich, aber man muss (sich) immer wieder darauf hinweisen, dass man nur Teile in der Hand hat.

¹⁴ Paul H. Grice: »Logik und Konversation«, in: *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, hg. v. Georg Meggle. Frankfurt a. M. 1993, S. 243–265. Grice sei eine »linguistische Jahrhundertentdeckung« gelungen (Claus Ehrhardt u. Hans Jürgen Heringer: *Pragmatik*. Paderborn 2011, S. 72). Die Griceanische Ansatz ist dann z.T. verdrängt

den Vorzügen der Argumentation von Grice gehört neben ihrer Einfachheit die Möglichkeit, ein Defizit durch zusätzliche evolutionspsychologische Überlegungen zu beheben. Grice konstatiert vier Gesprächsprinzipien (›Konversationsmaximen‹, ›Grice's Maxims‹):¹⁵ Für uns von besonderer Bedeutung ist das Prinzip der Qualität, in dem der Wahrheitsanspruch des Gesprächsbeitrags gründet: »Versuche einen Gesprächsbeitrag zu liefern, der wahr ist!« Grice fand es gut, seine Prinzipien durch eine Gliederung in Anlehnung an Kants Kategoriengruppen (Quantität, Qualität ...) etwas aufzuputzen, was ihrer Stringenz aber nicht besonders gut bekam. Vor allem blieb der modale Status dieser Prinzipien immer etwas unklar. Handelt es sich um normative Setzungen? Handelt es sich um Beschreibungen tatsächlicher Kommunikationen? Oder nur um Beschreibungskategorien gelingender Kommunikationen? Am ehesten wird man den Prinzipien wohl gerecht, wenn man sie als Erwartungen im Rahmen einer Null-Methode beschreibt: Auch Verstöße gegen diese Erwartungen

oder ergänzt worden durch die Relevanz-Theorie, die bereits ein Stück auf die Evolutionstheorie zugeht. Vgl. Dan Sperber u. Deidre Wilson: *Relevance: Communication and cognition* (2nd. ed.). Oxford u.a. 2009, sowie Thomas C. Scott-Phillips: »The Evolution of Relevance«, in: *Cognitive Science* 34 (2010) S. 583–601.

¹⁵ Die Übersetzung ›Gesprächsprinzipien‹ statt ›Konversationsmaximen‹ wird von Peter von Polenz vorgeschlagen, da die deutschen Ausdrücke ›Konversation‹ und ›Maxime‹ falsche Zusammenhänge suggerieren. Peter von Polenz: *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin–New York ³2008, S. 310. – Eine Übersicht der Prinzipien (›Maximen‹) gibt z.B. Stephen C. Levinson: *Pragmatik*. Tübingen ³2000, S. 112:

Das Kooperationsprinzip

Gestalte deinen Gesprächsbeitrag so, wie es die anerkannte Zielsetzung oder Richtung des Gesprächs, an dem du beteiligt bist, zum betreffenden Zeitpunkt erfordert

Die Maxime der Qualität

Versuche deinen Gesprächsbeitrag so zu gestalten, daß er wahr ist – genauer:

- (i) Sage nichts, von dessen Wahrheit du nicht überzeugt bist
- (ii) Sage nichts, wofür du keine hinreichenden Beweise hast

Die Maxime der Quantität

- (i) Mache deinen Gesprächsbeitrag so informativ wie (für die augenblicklichen Gesprächszwecke) nötig
- (ii) Mache deinen Gesprächsbeitrag nicht informativer als nötig

Die Maxime der Relation

Mache deine Gesprächsbeiträge relevant

Die Maxime der Modalität

Sei verständlich – genauer:

- (i) Vermeide Unklarheit im Ausdruck
- (ii) Vermeide Mehrdeutigkeit
- (iii) Fasse dich kurz
- (iv) Sei methodisch

können die Gesprächsbeiträge für einen zweiten Zugriff strukturieren. Sie weisen dann auf besondere Voraussetzungen hin, die Grice als ›Implikaturen‹ bezeichnet. Musterfälle sind Ironie und Metapher. Aber als prima-facie-Erwartungen entwickeln die Gesprächsprinzipien immer auch normative Kraft.

Wie kommt es zu diesen Erwartungen? Grice bietet für seine Prinzipien eine Begründung vom analytischen Typ, ein oberstes Prinzip, aus dem sie logisch abgeleitet werden können, nämlich das ›Kooperationsprinzip‹: »Mache deinen Gesprächsbeitrag jeweils so, wie es von dem akzeptierten Zweck oder der akzeptierte Richtung des Gesprächs, an dem Du teilnimmst, gerade verlangt wird.«¹⁶ Aber das ist keine kausale Erklärung, sondern eine weitgehend tautologische Explikation. Wie bei den meisten analytischen Erklärungen von Handlungsweisen wird man fragen müssen, ob die Menschen sich wirklich allein durch Logik zu einer bestimmten Handlungsweise bewegen lassen. Es gibt aber noch einen anderen Erklärungsansatz, eine Begründung vom kausalen Typus. Ihm nähert man sich, wenn man den Griceschen Katalog »als Grundstock des kommunikativen Handelns« ansieht, »so wie es sich in der Evolution entwickelt hat«.¹⁷ Eine solche evolutionäre Erklärung vom kausalen Typ kann auch Herkunft und Wirkung verhaltenssteuernder Emotionen einberechnen.

Wie bei vielen evolutionär entstandenen Verhaltenstendenzen ist es auch hier sinnvoll, sie paarweise mit ihrem Gegeninstinkt zu erörtern. Vorstrukturierungen der Handlungsfelder na den Griceschen Maßgaben können auch enttäuscht werden. Solche Enttäuschungen schaffen eine neue Gesprächssituation, können z.B. durch Rückfragen produktiv gemacht werden oder Verständigungen auf einer zweiten Ebene einleiten; Musterbeispiele sind ironische und metaphorische Rede. Aber sie können auch Katastrophen auslösen. Die Griceschen Vertrauens-Prinzipien sind deshalb zu ergänzen durch Misstrauen, das das Risiko mindert. Auch dieses Misstrauen ist stammesgeschichtlich verwurzelt. So kann z.B. als empirisch gesichert gelten, dass unser logischer Apparat bei der Aufdeckung von Normverstößen wesentlich besser funktioniert als bei sozial neutralen Aufgaben.¹⁸ Für die Einschätzung der Zuverlässigkeit einer Information ist die Kenntnis der Quelle von entscheidender Bedeutung, d.h. die Kenntnis der Absichten und Fähigkeiten des Informationsgebers und der

¹⁶ Grice: *Logik und Konversation* (wie Anm. 14), S. 248.

¹⁷ Ehrhardt u. Heringer: *Pragmatik* (wie Anm. 14), S. 73.

¹⁸ Vgl. Cosmides u. Tooby: »Neurocognitive Adaptations Designed for Social Exchange« (wie Anm. 6).

Art, wie er wiederum zu der Information gekommen ist. Die Möglichkeit der Verknüpfung einer Information mit der Metainformation über ihren Geltungsbereich ist ein evolviertes menschliches Spezifikum.¹⁹ Die Kommunikationsmittel von Tieren haben, wenn überhaupt, nur ansatzweise Darstellungs- und Vergegenständlichungsfunktion, d.h. mit ihnen lässt sich kein kohärentes Weltbild vermitteln, und so kann man mit ihnen auch kaum die Unwahrheit ›sagen‹. Tiere können sich nur in bestimmten Situationen täuschend *verhalten*,²⁰ etwa wenn der Affe einen Alarmruf irrtümlich ausstößt oder mit einer falschen Warnung täuschen will, um den Leckerbissen allein verzehren zu können. Menschen aber können z.B. andere Menschen von der Gefährlichkeit anderer Menschenrassen überzeugen, ohne dass Sprecher oder Hörer jemals einem Exemplar dieser anderen Rasse begegnet sind. Man kann sagen: *Tiere kennen ihre Welt zum größten Teil aus eigener Erfahrung, Menschen hingegen kennen sie weitgehend nur vom Hörensagen*. Deshalb ist die Quelle der Information von essentieller Bedeutung. Und deshalb dürfen wir annehmen, dass die kritische Aufmerksamkeit auf die Quelle, der ›Sprecher-Detektor‹, ein Teil unserer angeborenen kognitiven Ausstattung ist.

In der Psychologie wird die Quelle unter der Rubrik des episodischen Gedächtnisses geführt.²¹ ›Quelle‹ ist dann alles, was als Bedingung für den Erwerb einer Information als Kontext existiert und im Gedächtnis haftet. Also z.B. auch der Sturz von der Kellertreppe, durch den man sein Wissen von der Schwerkraft vertieft. Wenn man aber die Bedeutung der Quelle für sprachliche Informationsübermittlung untersuchen will, ist es sinnvoll, den Begriff enger zu fassen, ihn zu personalisieren und den medialen Charakter hervorzuheben. Quelle ist dann der personale Übermittler einer zeichengebundenen Information. Schon für die oberflächliche Beurteilung solcher Informationen brauchen wir Kenntnis der Quelle.

¹⁹ Leda Cosmides u. John Tooby: »Consider the Source. The Evolution of Adaptations for Decoupling and Metarepresentations«, in: *Metarepresentations. A Multidisciplinary Perspective*, hg. v. Dan Sperber. New York 2000, S. 53–116. – Ein Ansatz bei Tieren sind Spielsignale, die z.B. sagen: Ich meine es nicht ernst, wenn ich jetzt knurre. Vgl. Katja Mellmann: »Das ›Spielgesicht‹ als poetisches Verfahren. Elemente einer verhaltensbasierten Fiktionalitätstheorie«, in: *Literatur als Spiel. Evolutionsbiologische, ästhetische und pädagogische Konzepte*, hg. v. Thomas Anz u. Heinrich Kaulen. Berlin–New York 2009, S. 65–86.

²⁰ Dazu Volker Sommer: *Lob der Lüge, Täuschung und Selbstbetrug bei Mensch und Tier*. München 1992.

²¹ Hans-Joachim Markowitsch u. Harald Welzer: *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*. Stuttgart 2005.

Denn die Arbitrarität und Konventionalität der menschlichen Sprachzeichen fordert von uns ein nicht-triviales, kulturell kontingentes Wissen, welches Signifikat zu welchem Signifikanten gehört. Dieses Wissen haben wir oder können wir erwerben, wenn wir die Quelle raumzeitlich und sozial verorten können. Daran können sich dann weitere Fragen zur Zuverlässigkeit der Quelle anschließen: Ist die Quelle der Situation kognitiv gewachsen? Woher bezieht sie ihre Kenntnisse? Ist sie redlich? Welche eigenen Interessen könnte sie verfolgen? In welchen Abhängigkeiten steht sie? Kennt sie meine Interessen? Generell: Ist sie/er eine(r) von uns? Von der richtigen Einschätzung der Quelle einer Information kann das Leben abhängen. Deshalb gehören solche Metainformationen unbedingt zu einer gelingenden Kommunikation.

III. Fremde Gedanken

Aber ist es überhaupt möglich, die Quelle zu beurteilen? Fremdpsychisches sei uns nicht zugänglich. So lautet ein Dogma, das sowohl von Behavioristen als auch von manchen Konstruktivisten, Poststrukturalisten usw. gern angeführt wird, mit unterschiedlichen Zusätzen, die es dann doch irgendwie zugänglich machen. Denn in unserem Alltagshandeln operieren wir mit Routinen, die fremdes Bewusstsein zwar nicht im Wortsinne zugänglich (was sollte das auch sein?), aber doch so berechenbar machen, dass Kooperation und sogar Betrug möglich sind. Tatsächlich unterstellen manche Menschen sogar den Dingen ein verstehbares Bewusstsein.²² In parodierter Form begegnet uns diese Vorstellung z.B. in

²² Zur Diskussion um den Autor gab es eine parallele Diskussion um die ›Intention‹. Ich erörtere das an dieser Stelle nicht, sondern begnüge mich mit dem Hinweis auf ein paar Beispiele, die zeigen mögen, dass *homo sapiens* jedenfalls sein Verhalten auf Vermutungen über die Intentionen von Mitagierenden einstellt. Das reicht hier. Eher seltsam ist die gelegentlich noch begegnende Berufung auf einen Aufsatz von William K. Wimsatt u. Monroe C. Beardsley: »Der intentionale Fehlschluss«, Abdruck in: *Texte zur Theorie der Autorschaft* (wie Anm. 1), S. 84–105. Ähnlich wie der Aufsatz von Barthes verdankt auch dieser seine Wirkung vor allem der universellen Einsetzbarkeit seines Titels. Kritische Prüfung durch Lutz Danneberg u. Hans-Harald Müller: »Der ›intentionale Fehlschluß – ein Dogma? Systematischer Forschungsbericht zur Kontroverse um eine intentionalistische Konzeption in den Textwissenschaften«, (Teil I und II), in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* 14 (1983), S. 103–137 und 376–411. Zu wenig beachtet wird, dass es bei Wimsatt und Beardsley nicht um Fragen der Bedeutungsermittlung als vielmehr um solche der literarischen Wertung geht. ›Intention‹ ist da nicht Absicht oder ein Ensemble von Absichten, die auch aus parallelen Zeugnissen ermittelt werden könnten, sondern so

Friedrich Theodor Vischers Roman *Auch Einer* (1879), in der ein Mensch sich permanent von der ›Tücke des Objekts‹ verfolgt fühlt.

O, das Objekt lauert. [...] Von Tagesanbruch bis in die späte Nacht, solange irgendein Mensch um den Weg ist, denkt das Objekt auf Unarten, auf Tücke. [...] So lauert alles Objekt, Bleistift, Feder, Tintenfass, Papier, Zigarre, Glas, Lampe – alles, alles auf den Augenblick, wo man nicht Acht gibt.²³

Als Religion oder als Aberglaube oder auch als lyrische Apostrophe (»O Täler weit, o Höhen«) war und ist diese Vorstellungsweise auch in durchaus ernsthaften Erscheinungsformen anzutreffen.²⁴ Es gibt anscheinend eine tief verwurzelte Bereitschaft oder sogar Neigung der Menschen, anderen Menschen und zuweilen auch Dingen Absichten zu unterstellen oder Geschehnisse als Ergebnisse absichtsgeleiteten Handelns aufzufassen. Die Menschen, so vermuten einige Religionspsychologen, besitzen ein »hyperactive agency detection device« (HADD), also ein überaktives kognitives Modul, das alle Veränderungen der Umwelt auf lebende Verursacher zurückführt, und das als Produkt der Evolution unseres kognitiven Apparates zu verstehen ist.²⁵ Das Verfahren war offenbar evolutionär erfolgreich, jedenfalls soweit es die Menschen anleitete, vor der Heimtücke böser Nachbarn, großer Tiere, fallender Steine oder stürmischer Winde auf der Hut zu sein.

Voraussetzung für diese Art des Denkens ist das Verfügen über eine ›Theory of Mind‹ (ToM), d.h. eine Alltagspsychologie, die es ermöglicht, fremdpsychische Wahrnehmungen und Intentionen nachzurechnen und zu prognostizieren.²⁶ Primatologen glauben die ToM in Ansätzen auch bei

etwas wie die (neu)platonische Gesamtidee eines Werkes. Das ist aber ein ganz anderes Thema, und die Vermischung beider Fragen stiftet nur Verwirrung.

²³ Friedrich Theodor Vischer: *Auch einer. Eine Reisebekamtschaft* [1879]. Frankfurt a. M. 1987, S. 30.

²⁴ Die literarische Dimension behandelt Katja Mellmann: »Objects of ›empathy‹. Characters (and other such things) as psycho-poetic effects«, in: *Characters in Fictional Worlds. Understanding Imaginary Beings in Literature, Film, and other Media*, hg. v. Jens Eder, Fotis Jannidis u. Ralf Schneider. Berlin–New York 2010, S. 416–441.

²⁵ Stewart Guthrie: *Faces in the Clouds. A New Theory of Religion*. New York 1993. Mit dem Kürzel HADD versehen wurde die These von J. L. Barrett. Vgl. Justin L. Barrett: »Exploring the Natural Foundations of Religion«, in: *Trends in Cognitive Sciences* 4.1 (2000), S. 29–34. Die umfassendste neuere Behandlung von Religion, die letztlich ebenfalls auf der HADD-Hypothese beruht, gibt Pascal Boyer: *Und Mensch schuf Gott*. Stuttgart 2004 (frz. Original 2002).

²⁶ *Theory of Mind. Neurobiologie und Psychologie sozialen Verhaltens*, hg. v. Hans Förstl. Heidelberg 2007.

unseren Mitprimaten vorgefunden zu haben, auch an Hunden wurden Beobachtungen gemacht, die sich vielleicht in diesem Sinne deuten lassen. Wahrscheinlich ist sie bei jeder Art von Rudel-Wesen zumindest ansatzweise vorhanden. Beim Menschen und dessen hohem Anteil an kulturell vereinbarten Verhaltensmustern wird die ToM jedenfalls zu einem unentbehrlichen Überlebenswerkzeug, das sowohl Kooperation als auch Täuschung ermöglicht. Bei versierten erwachsenen Personen kann sie bis hin zu circensischen Fähigkeiten angeblicher Telepathie entwickelt werden.

Die ToM benutzen wir immer, wenn wir offenkundige Artefakte zu erklären versuchen. Andernfalls bleibt das Artefakt ›stumm‹. Aus zahllosen Entdecker- und Weltraumgeschichten ist die Ursituation bekannt: Da ist ein Artefakt (und seien es, wie im Falle von Robinson Crusoe, die Reste eines Kannibalengelages), also war da jemand. Und die nächste Frage ist sogleich: Wozu hat dieser Jemand das Ding hergestellt? Artefakt, Artifex und Intention gehören so eng zusammen, dass man hier tatsächlich von einer logischen Implikation sprechen kann. Wo ein Artefakt wahrgenommen wird, wird automatisch nach der Intentions-Origo gefragt, nach der Absicht der Person, die das Artefakt hervorgebracht hat. Oder noch einmal anders ausgedrückt: Jedes Artefakt impliziert für uns eine Urheberintention. Wir dürfen annehmen, dass die Frage nach dem Urheber nicht etwa nur ein erlerntes Verhalten ist, sondern dass sie biologische Wurzeln besitzt.

Unter die Artefakte in diesem Sinn sind nicht nur Werkzeuge oder Bauwerke zu zählen, sondern auch die regelgeleitete, d.h. nicht-zufällige Produktion von Gesten oder Lautketten: Sprache. Eine spezielle Situation entsteht dann, wenn es sich bei dem Artefakt um ein Zeichengebilde handelt. Wenn wir irgendwo ein Steinbeil oder eine Pfeilspitze finden, ist das eine relativ undramatische Konstellation von Artefakt, Artifex und Intention. Die Zwecke solcher Geräte sind ähnlich offensichtlich wie die der Stöckchen, die der Schimpanse beim Termitenangeln verwendet. Wenn wir jedoch Indizien für eine Zweckentfremdung der Geräte auffinden und ihnen vielleicht symbolische Bedeutung innerhalb eines Kultus oder einer Kommunikation zuzuschreiben haben, brauchen wir ein sehr viel differenzierteres Wissen über den Autor, auch wenn wir solches Wissen häufig ganz intuitiv anwenden, so dass es uns gar nicht auffällt. Der Zweck eines Messers ist eindeutig, aber wenn ich es einem Nachbarn zum Zeichen der Versöhnung oder als Kriegserklärung überreiche, bekommt es eine Bedeutung (die vielleicht wieder einen Zweck hat). Hier ist eine spezielle Sorte der ToM gefragt, nämlich eine Theorie der Zeichenverwendung. Sie

ist schon unentbehrlich für die scheinbar simple Rekonstruktion, wie ein Gesprächspartner Signifikant und Signifikat miteinander verknüpft. Das menschliche Sprachvermögen wäre undenkbar ohne die Fähigkeit solcher Verknüpfung und ihrer verstehenden Rekonstruktion. Das gilt auch für Gesten, wenn sie über einfache Zeigehandlungen hinausgehen.

Was hier als Theory of Mind herangezogen wurde, wurde natürlich in den Geisteswissenschaften schon lange unter dem Titel der Hermeneutik bedacht. Deshalb ist die Frage unausweichlich, ob der Begriff der Theory of Mind überhaupt einen Erkenntnis-Zugewinn verspricht. Man kann ihm jedenfalls zu Gute halten, dass er eine Tür zu Psychologie und zur Biopsychologie öffnet, so dass die begriffliche Explikation eine ›Erdung‹ durch kausale Herleitung erfahren kann. Mag es auch begründungsphilosophisch um Theory of Mind und Sprecher-Detektor schlecht bestellt sein, so bedürfen sie doch als evolvierte Dispositionen so wenig einer theoretischen Rechtfertigung wie Hunger oder Sexualität. Es handelt sich um evolutionär bewährte kognitive Werkzeuge, die wir – ähnlich wie Kausalität, Teleologie, Logik, Wahrscheinlichkeitsrechnung oder soziale Reziprozität – bei unserer Konstruktion der Wirklichkeit unwillkürlich und automatisch, um nicht zu sagen: zwanghaft anwenden. Diese ›adaptive Werkzeugkiste‹, mit der uns die Evolution ausgestattet hat, ist zwar nicht nach Gesichtspunkten der objektiven Wahrheit eingerichtet, sondern nach solchen des reproduktiven Erfolges. Doch wenn wir auch keinen Beweis der Abbildungswahrheit dieser Werkzeuge erwarten dürfen (denn dafür müssten wir die Welt ohne die Werkzeuge wahrnehmen und dann vergleichen können), so können wir doch darauf vertrauen, dass sie sich in hunderttausenden von Jahren zumindest für den Nahbereich bewährt haben. Als Geisteswissenschaftler können wir überdies voraussetzen, dass das Verhalten unserer ›Gegenstände‹ in derselben Grundausstattung wurzelt wie das unsere. Damit kann das alte Grundlagenproblem der Hermeneutik, das des ›Allgemeinmenschlichen‹, in mehr als bloß intuitiver Weise bearbeitet werden.²⁷

²⁷ Vgl. u.a. Gerd Gigerenzer, Peter M. Todd, and the ABC Research Group: *Simple Heuristics That Make Us Smart*. New York u.a. 1999, dort speziell zur Einführung Gerd Gigerenzer u. Peter M. Todd: »Fast and Frugal Heuristics: The Adaptive Toolbox«, S. 3–36; *Bounded Rationality. The Adaptive Toolbox*, hg. v. Gerd Gigerenzer u. Reinhard Selten. Cambridge, MA–London 2001. Vgl. ferner Martie G. Haselton, Daniel Nettle u. Paul W. Andrews: »The Evolution of Cognitive Bias«, in: *The Handbook of Evolutionary Psychology*, hg. v. David M. Buss. Hoboken 2005, S. 724–746.

IV. Soziales Wissen

Annähernd 70% heutiger Gespräche ist Rede über die sozialen Beziehungen, in die die am Gespräch beteiligten Personen und besonders ihre Nachbarn verstrickt sind (der Rest beschäftigt sich mit Arbeit, Kultur, Politik und Freizeit):²⁸ Klatsch, das Gespräch darüber, wer mit wem verbündet ist, wer mit wem schläft, wer gestern wo war und warum und vor allem: wie das alles zu beurteilen ist, war vermutlich schon zur Entstehungszeit der Menschensprache ein wichtiger Motor der Entwicklung. »Sprache ist entstanden, damit wir tratschen können«.²⁹ Die Menschen haben die Fähigkeit zum Klatsch als Adaptation für eine spezifisch menschliche Problemsituation evolviert. Bei Tieren ist ein vergleichsweise großer Teil des Verhaltens direkt instinktgesteuert. Wenn sich einem Löwenrudel ein fremder Löwenmann nähert, kann man die Skala der möglichen Handlungen zwischen ihm und dem amtierenden Rudelchef von den Drohgebärden bis hin zur Flucht eines der beiden recht genau vorhersagen. Der Mensch, der einem fremden anderen Menschen begegnet, weiß zunächst überhaupt nicht, wie er sich verhalten soll und wie der andere sich verhalten wird (>doppelte Kontingenz<). Das Tiererbe enthält für diesen Fall die Vorschläge: Unterwerfen, Davonlaufen, Kämpfen. Der Organismus wird für seine Wahl verschiedene Parameter wie die Stärke des Gegners, den Fluchtweg, den Wert des umstrittenen Gutes abwägen. Schon das ist schwierig genug, wenn man schnell reagieren muss, und nur zu bewältigen, wenn die Rechenprozesse weitgehend automatisch ablaufen. Auch die kulturelle Situation enthält diese drei Optionen, doch treten nun viele weitere hinzu. So ermöglicht es die Sprachfähigkeit, an die Stelle der Unterwerfung das Aushandeln von Vertragsbedingungen, vielleicht sogar von Bedingungen gleichberechtigter Kooperation treten zu lassen. Dazu kommen auch Möglichkeiten wie Beten oder Zaubern oder die Betätigung einer Notrufsäule. Ferner halten Genomkomponente und Kulturkomponente unterschiedliche Anschlüsse an weitere Informationen bereit.

²⁸ Louise Barrett, Robin Dunbar u. John Lycett: *Human Evolutionary Psychology*. New York 2002, S. 334–336.

²⁹ Robin Dunbar: *Klatsch und Tratsch. Wie der Mensch zur Sprache fand* [*Grooming, Gossip and the Evolution of Language*, 1996]. München 1998. S. 105. – Zur – m.E. fälschen – Alternative, ob Sprache primär dem Sachbezug oder dem Personenbezug diene, vgl. Karl Eibl: *Animal Poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie*. Paderborn 2004, S. 210–230. Forschungsbericht: Eric K. Foster: »Research on Gossip: Taxonomy, Methods, and Future Directions«, in: *Review of General Psychology* 8.2 (2004), S. 78–99.

Das Genom enthält ein ganzes Arsenal von möglichen Gefühlsappellen, diverse Ängste und Antriebe, während die kulturelle Situation Anschlüsse zu den geltenden Gesetzen, Normen, auch zur Ausstattung mit Waffen usw. parat hält. Das Individuum ist die Instanz, die herauszusuchen hat, welche Vorschläge zusammenpassen, und der die Entscheidung zugeschrieben wird. Es muss auf einer +neuen Stufe, mit neuen Materialien eine neue Automatisierung und Routinisierung erarbeiten, und da die kulturellen Ressourcen sehr viel wandelbarer sind als die des Genoms, müssen hier auch ständig neue Festlegungen erarbeitet werden. Für ein soziales Wesen ist es unerlässlich, dass es berechenbar ist und dass die anderen berechenbar sind. Soweit das Verhalten genetisch festgelegt ist, ist dieses Problem durch viele Jahrtausende Selektion akzeptabel gelöst. Mit der dramatisch erweiterten Reagibilität gegenüber neuen Situationen wird aber zugleich die Berechenbarkeit drastisch vermindert.

Hier tritt der Klatsch als die Methode ein, mit der kontingente Regeln formuliert und durch fortwährendes Wiederholen ins Gedächtnis eingebrannt werden. Sehr gut und konsensuell beobachtbar ist das heute bei den Serien des Fernsehens, und zwar nicht nur bei den Nachmittags-schnulzen. Man macht sich gelegentlich lustig über die große Menge an Talkshows und darüber, dass immer wieder dieselben Leute eingeladen sind und ihre erwartbaren Statements abgeben. Aber auch in Tages- und Wochenzeitungen wird man ein riesiges Becken von Redundanzen finden können. Solche Redundanzen festigen die Standards der gemeinsamen Weltkonstruktion und können ähnliche normierende Wirkung erzielen wie genetisch verankerte Verhaltensregeln, sind allerdings wegen der weit kürzeren Reaktionszeit kultureller Entwicklungen weit elastischer. Von entscheidender Bedeutung ist dabei aber auch hier, dass die Informationen, die dem Instinktmanagement bereitgestellt werden, zuverlässig sind. Sie dienen ja nicht nur der sozialen Kontrolle, sondern auch der Handlungsorientierung. Gerade hier kann das größte Unheil angerichtet werden, wenn des Menschen Neigung zum Klatsch ausgenutzt wird für falsche Einzelinformationen, sprich: zur Intrige. Die Literatur ist voll von Beispielen.

Klatsch ist ein Grenzphänomen. Einerseits soll er zuverlässige Information vermitteln, andererseits gibt es einen rhetorischen Bedarf an starken Reizen, damit das ›Gelernte‹ im Gedächtnis haften bleibt, und es gibt sogar eine Art Reiz-Steigerung durch Konkurrenz. Wer Bescheid weiß und das entsprechend kommunizieren kann, gewinnt damit Reputation. Das kann dann nur durch moralisch-religiöse Verurteilung gebremst oder durch Ableitung in handlungsferne Bereiche unschädlich gemacht wer-

den, mit Skandalgeschichten über fremde Königshäuser oder irgendwelche Schauspielerinnen. Ob beim Kaffeekränzchen oder am Stammtisch: Klatsch dient nicht nur dem Austausch anwendbarer Informationen, sondern er wird auch zur lustvollen Betätigung der zuständigen angeborenen Schaltkreise, und er dient dann mittelbar der Übung und dem Flexibelhalten der offenen Stellen dieser Schaltkreise. Insofern markiert er die Übergangszone in den Bereich der Literatur.³⁰

V. Autonomie des Spiels

Wer ›spricht‹ Literatur? Das Genie? Die Muse? Der Diskurs? Zunächst wird man sozusagen aus Gründen der Rationalitätshygiene festhalten müssen: Auch Literatur wird immer vom empirischen Verfasser gesprochen. Der Inhalt dieses Sprechens aber kann sein, dass er einen erfundenen anderen sprechen lässt. Dann kann man mit Wolf Schmid festhalten, dass das »Erzählwerk [...] nicht selbst erzählt, sondern ein Erzählen darstellt«.³¹ Diese Unterscheidung soll bei den weiteren Überlegungen als Fixpunkt dienen. Wenn nicht nur erzählt, sondern ein Erzählen dargestellt wird, gerät das Erzählen in einen neuen Kontext, der es neuen Maßstäben und Funktionen unterwirft.

Unter anthropologischem Gesichtspunkt stellt sich dann sogleich die Frage, weshalb Menschen überhaupt ein Erzählen darstellen. Wohlgemerkt: Es geht nicht darum, weshalb Menschen erzählen. Auf diese Frage kann man ohne längeres Nachdenken antworten, dass sie durch Erzählen Informationen über sich und die Welt übermitteln wollen. Die Frage lautet aber: *Weshalb stellen sie ein Erzählen dar?* Schmid hat dafür den aristotelischen Begriff der Mimesis herangezogen, der nicht auf »Imitation von etwas schon Existierendem« reduziert werden dürfe. In der *Poetik* bedeute Mimesis nicht nur Reproduktion, sondern auch »Darstellen von etwas nicht Vorgegebenem, das allererst in der Mimesis konstituiert wird«.³² Aristoteles (*Poetik*, Kap. 4) sieht die anthropologische Begründung der Poesie darin, dass die Mimesis ein Mittel des Lernens ist und dass das Lernen Vergnügen bereite. Wenn wir diese Auffassung realwis-

³⁰ Zum Klatsch als einer der Protoformen des Literarischen vgl. Katja Mellmann: »Evolutionary proto-forms of literary behavior«, in: *Ethology and the Arts*, hg. v. Wulf Schiefelhövel et al. Oldenburg (Hanse-Studien) (in Vorbereitung).

³¹ Wolf Schmid: *Elemente der Narratologie*. 2., verb. Aufl. Berlin–New York 2008, S. 43.

³² Ebd., S. 27.

senschaftlich modernisieren, stoßen wir auf die Position der Evolutionären Psychologie, nach der das Spiel der Tiere wie der Menschen als Betätigung der Adaptationen in einem Lern- und Lustmodus gedeutet werden kann.³³

Der grundlegende Unterschied zwischen ›normalem‹ Sprachgebrauch und Literatur besteht mithin in einer Autonomie literarischer Sprachverwendung. Der Begriff der Autonomie im Zusammenhang von Kunst ist allerdings mit Konnotationen kunstreligiöser Art durchsetzt, wie ja auch der Begriff des Spiels von der Nachkantischen Ästhetik stark auratisiert worden ist.³⁴ Deshalb sei hier zweierlei mit Nachdruck betont. Erstens: Spiel ist Tiererbe, die Autonomie des künstlerischen Spiels ist unter der hier eingenommenen naturalistischen Perspektive durchaus vergleichbar mit der Autonomie des Speerwerfens oder Ringens als sportlicher Disziplin oder der Balgerei junger Hunde: Eine lustmotivierte, d.h. *intrinsisch* belohnte und insofern zweckfreie Betätigung von Adaptationen mit dem ultimativen Zweck einer Übung und ontogenetischen Anpassung dieser Adaptationen. Als Zweites ist unbedingt die Differenz hinzuzufügen: Die

³³ Grundlegend: John Tooby u. Leda Cosmides: »Does Beauty Build Adapted Minds?«, in: *Substance. A Review of Theory and Literary Criticism* 94/95, Bd. 30, Nr. 1 u. 2 (2001), S. 6–25 (Special Issue: *On the Origin of Fictions*). Vgl. ferner Eibl: *Animal Poeta* (wie Anm. 29), bes. S. 277–352; *Literatur als Spiel. Evolutionsbiologische, ästhetische und pädagogische Aspekte*, hg. v. Thomas Anz u. Heinrich Kaulen. Berlin–New York 2009 (Beiträge zum Deutschen Germanistentag 2007); darin u.a. Karl Eibl: »Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Ein evolutionsbiologischer Zugang«, S. 19–33; Katja Mellmann: »Das ›Spielgesicht‹ als poetisches Verfahren. Elemente einer verhaltensbasierten Fiktionalitätstheorie«, S. 65–86. Die zentrale Bedeutung des Spiels hebt nun auch hervor Brian Boyd: *On the Origin of Stories. Evolution, Cognition, and Fiction*. Cambridge/MA–London 2009; dazu Katja Mellmann: »The Multifunctionality of Idle Afternoons. Art and Fiction in Boyd's Vision of Evolution«, in: *JLTonline.de*, <<http://www.jltonline.de/index.php/reviews/article/view/170/530>>.

³⁴ Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M. ⁶1993, sieht die Autonomie-Ästhetik als Teil der bürgerlichen Habitus-Pflege, gewiss mit Recht. Allerdings muss die Literaturwissenschaft bei diesem Gegenstand etwas differenzierter vorgehen als die Soziologie und einen Zwischenschritt berücksichtigen. Die Autonomie-Ästhetik ist nicht pure Ideologie, sondern sie beruht auf der Selbständigkeit der Spiel-Sphäre. Diese kann dann wieder für soziale Distinktions-Zwecke (und für viele andere Zwecke) ideologisch eingesetzt werden. Ihr Zweck ist dann nicht instrumenteller, sondern semiotischer Art, sie hat etwas zu symbolisieren. In diesem Sinne wird man z.B. auch ein Wappentier als ›autonom‹ einschätzen können. Das Pferd in einem Wappen tut nichts, was ein Pferd sonst tut. Aber es symbolisiert bestimmte Eigenschaften des Wappenbesitzers.

Materialien des Literaturspiels sind grundlegend von den vergleichsweise eng limitierten Materialien des tierischen Beutefang- oder Flucht- oder auch des menschlichen Werfspiels verschieden. Sie umfassen via Semantik grundsätzlich nicht weniger als die gesamte sprachlich verfügbare Welt!

Was bedeutet das für den Autor? Zum naturwüchsigen Umgang mit Literatur gehört, dass man im lyrischen Ich bzw. im Erzähler eines Romans eine Art Stellvertreter des konkreten³⁵ (empirischen) Verfassers erblickt. Das galt lange Zeit auch für den professionell gepflegten Umgang mit Literatur. Nur wo Lyrik sich ausdrücklich als Rollenlyrik oder als artistisches Gesellschaftsspiel zu erkennen gab oder wo ein Erzähler ausdrücklich mit eigenem Namen und/oder eigener Charakteristik eingeführt wurde, erschienen Unterscheidungen zwischen dem Verfasser und der Sprecher-Origo notwendig. Erst seit Wolfgang Kayser's berühmter Frage: »Wer erzählt den Roman?«³⁶ ist es für Literaturwissenschaftler zur Pflicht geworden, bei jeder Art von literarischem Erzählwerk zwischen Autor und Erzähler zu unterscheiden.³⁷ »Normales« Leseverhalten aber kommt nach wie vor ohne diese Unterscheidung aus oder trifft sie, wenn nötig, von Fall zu Fall intuitiv, ohne eine kunsthistorische Begründung zu brauchen.

Die Staffelung des Sprechers in *Verfasser* und *Stimme*, wie ich die beiden Instanzen im Weiteren im Anschluss an Genette nennen werde, erscheint auch unter der eben angesprochenen Voraussetzung des Spielcharakters des Erzählwerks angemessen: Der Verfasser ist verpflichtet, seine Steuererklärung korrekt auszufüllen und seine Termine einzuhalten, er ist Träger und Adressat der Griceschen Gesprächsprinzipien, deren Befolgung ihn zu einem zuverlässigen Zeitgenossen macht. Die Stimme hingegen ist der Spielstein, der die Instanz des Verfassers im autonomen Spielraum repräsentiert und dort »lügen« darf, dass sich die Balken biegen. Allerdings gibt es zwischen beiden Instanzen Beziehungen, die die Verhältnisse komplizieren. Die Griceschen Gesprächsprinzipien sind im Binnenraum des Erzählwerks keineswegs völlig suspendiert, sondern sie strukturieren die Erzählung auf die gleiche Weise wie andere angeborene Erwartungen, etwa die der Kausalität oder der Gerechtigkeit. Nur werden

³⁵ So nennt ihn Wolf Schmid: *Narratologie* (wie Anm. 31).

³⁶ Wolfgang Kayser: »Wer erzählt den Roman?« [1957], in: ders.: *Die Vortragsreise. Studien zur Literatur*. Bern 1958, S. 82–101.

³⁷ Die parallele Unterscheidung von Verfasser-Ich und lyrischem Ich ist weniger handfest und bedürfte eigener Erörterung. Vgl. Dieter Burdorf: *Einführung in die Gedichtanalyse*. Stuttgart 1997, S. 182–194.

Enttäuschungen anders verarbeitet als im wirklichen Leben. Lügengeschichten stempeln nicht den Verfasser zum Lügner, Weitschweifigkeit kann als Bereicherung gelten, Dunkelheit muss nicht als Mangel aufgenommen werden, sondern kann geheime Wahrheiten verheißen usw. Im autonomen, von Überlebenszwängen entlasteten Raum des literarischen Spiels sind die angeborenen Dispositionen sozusagen ›frei‹ für die Zwecke folgenloser Kontemplation.

Speziell für die Autorposition gilt: Bei ihrer Auskoppelung in den literarischen Text nimmt sie sozusagen unser Interesse an ›wahrer‹ Information mit; doch ist die Zuverlässigkeit dieser Information nun zweitrangig, wenn nicht gleichgültig. Wir finden in Shakespeares Werken zwar manche Angaben zur Geographie, einfach deshalb, weil das ›wo‹ einer Sache zu ihren wichtigsten Eigenschaften gehört (auch da ist vermutlich eine ererbte Erwartung am Werke). Aber wir verlangen nicht, dass diese Angaben auch außerhalb des Werkes stimmen. Man kann es sich mit einem analogen Fall aus einer anderen Sphäre verdeutlichen: Aus unserer Sammler- und Jägerzeit haben wir die Konzentration auf ein Wurf- oder Schussziel geerbt; es ist kein Zufall, dass zum Verdruss mancher Pädagogen so viele Spiele Wurf- oder Schießspiele sind. Die Sportschützen aber, die mit entsprechender Konzentration auf Zielscheiben schießen, streben nicht auf ein Verzehren der Zielscheibe als Endhandlung zu, sondern sie verwenden das Ziel als transitorisches Motiv für die Erregung entsprechender Gemütsbewegungen. Erhalten bleibt aber auch im Spiel, jedenfalls bei komplexeren Spielen, die wechselseitige Unterstellung von Regeltreue und die damit verknüpfte Selbstbindung. Die Informationen in einem literarischen Werk sind sozusagen Informationen mit beschränkter Haftung.

Deshalb ist die Formulierung vom ›unreliable‹ oder ›unzuverlässigen‹ Erzähler³⁸ im Bereich literarischer Sprachverwendung ein Pleonasmus. Das Bedürfnis nach Zuverlässigkeit bzw. nach der Möglichkeit, Zuverlässigkeit und Unzuverlässigkeit abzuschätzen, war zwar als evolutionäre Ursache für die Unentbehrlichkeit des ›Autors‹ in der Alltagssprache namhaft zu machen. Die Zuverlässigkeits-Erwartungen des alltagsprachlichen Verkehrs verlieren jedoch im literarisch-spielerischen Gebrauch an Verbindlichkeit, schrumpfen zur wechselseitigen Unterstellung von Regeltreue *innerhalb* des Spiels, und ein gelegentlicher Treubruch auf dieser

³⁸ Auch er wurde durch Booths Buch eingeführt. Vgl. hierzu speziell aus pragmalinguistischer Perspektive Theresa Heyd: »Unreliability. The Pragmatic Perspective Revisited«, in: *Journal of Literary Theory* 5.1 (2011), S. 3–17.

Ebene kann sogar als Pointe das Lesevergnügen erhöhen, weil er ja keine vitalen Folgen hat. *Die Blechtrommel* von Günter Grass beginnt mit der Aussage: »Zugegeben, ich bin Insasse einer Heil- und Pflegeanstalt.« Damit werden die gesamten restlichen 600 Seiten dubios. *Die Blechtrommel* lässt bis zum Ende offen, welche der Informationen in der Welt des Textes ›richtig‹ und welche ›falsch‹ sind, von dem, was angeblich unter den Röcken der Großmutter geschah, über den angeblich freiwilligen Sturz über die Kellertreppe bis zur Stiftung der Ringfinger-Religion und zur Einlieferung in die Anstalt. Aber das ist unter grundsätzlichem Aspekt keine Besonderheit der *Blechtrommel*. Jedes Erzählwerk könnte mit einem Satz von dieser Art beginnen: »Zugegeben, ich bin eine Stimme aus dem Reich der Literatur« (und damit partiell von den Griceschen Prinzipien dispensiert).³⁹

VI. Wer erzählt den Roman?

War das ein Motiv, den ›implied author‹ zu erfinden? Wayne C. Booth, der Schöpfer des Konzepts,⁴⁰ schreibt ihm zwar eine Leistung zu, die man mühelos auch mit Kaysers Begriffen erbringen kann: »Nur wenn wir den

³⁹ Wo er es nicht tut, entlasten ihn die literarischen Konventionen von der Verpflichtung zur Zuverlässigkeit. Vgl. dazu die empirischen Erhebungen in Dagmar Hintzenberg, Siegfried J. Schmidt u. Reinhard Zobel: *Zum Literaturbegriff in der Bundesrepublik Deutschland*. Braunschweig–Wiesbaden 1980.

⁴⁰ Wayne C. Booth: *The Rhetoric of Fiction* Chicago 1961 (deutsch: *Die Rhetorik der Erzählkunst*, 2 Bde. Heidelberg 1974). Ein Ausschnitt in: *Texte zur Theorie der Autorschaft* (wie Anm. 1), S. 142–152, dazu im selben Band Gérard Genette: »Implizierter Autor, implizierter Leser«, S. 322–246. Vgl. ferner Ansgar Nünning: »Renaissance eines anthropomorphisierten Passepartouts oder Nachruf auf ein literaturkritisches Phantom? Überlegungen und Alternativen zum Konzept des implied author«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 67.1 (1993), S. 1–25. Tom Kindt u. Hans-Harald Müller: »Der implizite Autor. Zur Explikation und Verwendung eines umstrittenen Begriffs«, in: *Rückkehr des Autors* (wie Anm. 2), S. 273–87; Tom Kindt u. Hans-Harald Müller: *The Implied Author. Concept and Controversy*. Berlin–New York 2006. Wolf Schmid: [Art.] »Implied author«, in: *The Living Handbook of narratology*, hg. v. Peter Hühn, Jan Christoph Meister, John Pier u. Wolf Schmid, [http://hup.sub.uni-hamburg.de/lhn/index.php/Implied_Author.] Last modified 26. January 2013. Dort auch ausführliche Bibliographie. Ein Themenheft zum »Implied Author« ist *Style* 45 (2011), *Implied Author: Back from the Grave or Simply Dead Again?*, darin besonders: William Nelles: »A Hypothetical Implied Author«, S. 109–119, sowie Susan S. Lanser: »The Implied Author: An Agnostic's Manifeste«, S. 153–160.

Autor und sein impliziertes Bild voneinander unterscheiden, können wir sinnlose oder nicht beweisbare Aussagen über Eigenheiten des Autors wie ›Aufrichtigkeit‹ oder ›Ernsthaftigkeit‹ vermeiden.«⁴¹ Aber der Begriff soll noch weit mehr leisten. Der implizite (oder implizierte – da geht es schon los!) Autor ist die

Gesamtbedeutung eines literarischen Werkes, als moralischer und emotionaler Gehalt der dargestellten Handlung, als Summe der künstlerischen Entscheidungen des Verfassers und als Inbegriff des künstlerischen Textganzen, also im Sinne eines abstrakten Sachverhaltes beschrieben; der Begriff wird aber auch als zweites Selbst (›the author's second self‹) und als Bild des Autors im Text personifiziert.⁴²

Eine wahrhaft erschöpfende Aufzählung von Eigenschaften oder Bestandteilen eines literarischen Werkes, und als Definition eines wissenschaftlichen Terminus geradezu provokativ unbrauchbar! Entsprechend wurde der Begriff auch immer wieder abgeurteilt, ohne doch ganz aus der Diskussion zu verschwinden. Solche ›untoten‹ Begriffs können allemal darauf hinweisen, dass da ein ungelöstes Problem oder wenigstens ein Problemrest liegt. Gérard Genette hat schon dekretiert: »Eine Fiktionserzählung wird fiktiv von ihrem Erzähler produziert und faktisch von ihrem (realen) Autor; zwischen ihnen wird kein Dritter aktiv, und jegliche textliche Performanz kann nur dem einen oder dem anderen zugeschrieben werden, je nachdem, welche Ebene man wählt.«⁴³ Im Anz-Handbuch heißt es: »Da der implizite Autor auf der Textoberfläche nicht in Erscheinung tritt, hat die an der Beschreibung von Textmerkmalen interessierte Narratologie keine Verwendung für das Konzept.«⁴⁴ Und Susan Lanser formuliert referierend, er sei keine »textually identifiable persona«, er habe »no material being in textual identity«.⁴⁵ Kindt und Müller konstatieren bei ihrem historischen Überblick, dass die Einschätzung des »implied author« wesentlich von einer methodischen Entscheidung abhängt, nämlich davon, ob der Ausdruck im Zusammenhang von Deskription oder von Interpretation verwendet wird. Deskription in diesem Sinne wä-

⁴¹ *Texte zur Theorie der Autorschaft* (wie Anm. 1), S. 148. Booth: *Die Rhetorik der Erzählkunst*, Bd. 1 (wie Anm. 40), S. 81.

⁴² Aus der Herausgeber-Zusammenfassung in: *Texte zur Theorie der Autorschaft* (wie Anm. 1), S. 138.

⁴³ *Texte zur Theorie der Autorschaft* (wie Anm. 1), S. 235. Gérard Genette: *Die Erzählung*. München 1994, S. 286.

⁴⁴ Torsten Hofmann u. Daniela Langer: [Art.] »Autor«, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, hg. v. Thomas Anz. Bd. 1. Stuttgart 2007, S. 131–170, hier S. 135.

⁴⁵ Lanser: »Implied Author« (wie Anm. 40), S. 155.

re eine Modellbildung mit immer und überall gültigen, direkt nachweisbaren Elementen des Erzählens zum Zwecke der apothekermäßigen Archivierung bestimmter Wortmengen. Da wäre der ›implied author‹ wohl eher eine Störgröße, weil er ein Fach für Gegenstände einrichtet, die schon anderswo untergebracht sind.

Wie aber steht es um Interpretation? Was geschieht, wenn nicht Texte oder Textschemata beschrieben werden, sondern der Prozess ihrer Lektüre (Interpretation), so dass eine zusätzliche Dimension erfasst werden muss? Wir müssen hier ein weit höheres Maß an Spontaneität und Chaotik der Verarbeitung annehmen (wenn wir uns nicht durch Rezeptionsvorschriften einmischen). Hier hat dann auch eine so ›weiche‹ Kategorie wie der ›implied author‹ vielleicht einen nützlichen Platz. Wolf Schmid und andere haben mit Recht immer wieder betont, dass der »implied author« – Schmid nennt ihn den ›abstrakten Autor‹ – ein Leser-Konstrukt ist, ein Produkt, das bei der Lektüre hergestellt wird. Er sitzt nicht im Text und springt uns nicht von sich aus entgegen, wenn wir in den Text blicken. Erst indem wir versuchen, dem Text Sinn zuzuschreiben, verleihen wir ihm Gestalt. Diese Leseraktivität wird auch von anderen Formulierungsvarianten hervorgehoben. So wird der ›implied author‹ auch als ›inferred author‹, d.h. als Produkt der Schlussfolgerungen der Leser aufgefasst.⁴⁶ Ähnlich war vom ›postulated author‹ die Rede, also von einer Art logischem Autor-Postulat.⁴⁷ Gewiss ist der Konstrukt-Charakter keine Besonderheit des ›implied author‹. Auch Kühe, Autos oder Liebende, die in literarischen Texten ›vorkommen‹, haben streng genommen »no material being«, sie kommen gar nicht im Roman vor, sondern sie gewinnen ihren ›Realitäts‹-Status letztlich als Inferenzprodukte der Leser. Das Besondere am Autor als Inferenzprodukt liegt darin, dass damit das Deutungszentrum zur Disposition gestellt wird. Im normalsprachlichen Diskurs ist die Position des Sprechers diejenige, von der wir die Zuverlässigkeit der Information einfordern. In der Spielform des Erzählens aber wird gerade diese Position, an der die Metafunktion der Zuverlässigkeitsgarantie haftet, entscheidend geschwächt. Das naturwüchsige Vertrauen, das dem empirischen Sprecher entgegengebracht wird, bleibt bei der Erzähler-

⁴⁶ Vgl. u.a. Seymour Chatman: *Coming to Terms. The Rhetoric of Narrative in Fiction and Film*. Ithaca–London 1990, S. 77. H. Porter Abbott: *Cambridge Introduction to Narrative*. Cambridge ²2008, S. 85; James A. Parr: »On the Rhetoric Within and Don Quixote«, in: *Cervantes. Bulletin of the Cervantes Society of America* 26.1 (2006), S. 219–233.

⁴⁷ Alexander Nehamas: »The postulated author. Critical monism as a regulative ideal«, in: *Critical Inquiry* 8.1 (1981), S. 133–149.

stimme nur noch eine Schwundform. Sein Realitätsgrund liegt nicht in einem referenziellen Korrelat, sondern in einem biologisch verankerten Suchimpuls, mit dem wir auf die Wahrnehmung von Texten reagieren – mit der wir auf alles reagieren, was so aussieht wie ein Text und was in uns Sinnvermutung weckt: Vogelstimmen, Windgeräusche, Moosflechten, Sternbilder. Dieser Suchimpuls geht als Regel ein ins literarische Spiel und lautet: *Suche die Stimme, die diesen Text spricht!*

Und wenn man sie gefunden hat? Es ist nicht eigentlich diese Stimme, die den Roman erzählt. Sie ist ja nur erfunden, kann also streng genommen nicht handeln, also auch nicht erzählen. Bei realistischer Betrachtung, wie wir sie hier immer wieder herauskehren, muss man sagen: Der Leser ist es, der sich den Roman erzählt – in der Regel nach bestimmten Vorgaben des Verfassers,⁴⁸ aber es gehört zur Souveränität des Lesers, dass er diese Vorgaben auch ignorieren kann. Die wichtigste, in allen Erzähltexten aufzufindende und meistens auch beachtete Vorgabe dürfte aber nach allem bisher Gesagten die Erzähler-Stimme sein. Indem der Leser sich quasi in deren Besitz setzt, gewinnt er die Zentralperspektive eines Organisationsprinzips, das seinen eigenen Fabeleien Halt geben kann. Deshalb ist die oben zitierte üppige Definition des ›implied author‹ (von der »Gesamtbedeutung« des Werkes über den Inbegriff des künstlerischen Textganzen bis zum zweiten Selbst des empirischen Autors) nicht ganz so monströs, wie es auf Anhieb scheinen möchte. Als synekdochische Redeweise vom Typus »Ich lese meinen Homer« könnte man durchaus die »Gesamtbedeutung« eines Werkes mit dem Eigennamen von dessen ›Autor‹ bezeichnen. Müsste dann allerdings eine ziemlich lange Fußnote hinzufügen, um wenigstens die größten Missverständnisse zu vermeiden... Man kann hier Roland Barthes' steile These: »Die Geburt des Lesers ist zu bezahlen mit dem Tod des Autors«,⁴⁹ in eine rationale (freilich auch etwas triviale) Fassung herunterschrauben: Je schwächer die Geltung der Verfasserintention, desto stärker können sich Leserintentionen zur Geltung bringen. Im Extremfall führen die Leser Selbstgespräche.

⁴⁸ Die von der Rezeptionsästhetik unter dem Begriff des ›impliziten Lesers‹ versammelten Texteigenschaften betreffen weniger den kreativen Umgang des Lesers mit seiner Vorlage als die Vorschriften, die der Leser ihnen entnehmen kann. Das ist auch durchaus konsequent; denn eine konsequente Rezeptionsästhetik, die jene Faktoren behandelt, die nicht im Text stehen, müsste das hermeneutische Paradigma verlassen und bedürfte dafür entsprechender psychologischer und biopsychologischer Ausrüstung.

⁴⁹ *Texte zur Theorie der Autorschaft* (wie Anm. 1), S. 193.